

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 1902 Nr. 4684) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauschaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauschaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Das Jahr der Reichstagswahlen beginnt!

Die Reichstagsmehrheit hat ihr Räuber- und Henkerhandwerk vollbracht; in wenigen Monaten werden die Wähler das Wort haben.

Das Jahr 1903 wird das Jahr der Reichstagswahlen sein.

Die Reichstagswahlen werden über die Handelsverträge entscheiden.

Sie werden die Entscheidung über das Fortbestehen des Reichstagswahlrechts bringen.

Heute schon weiß im deutschen Reiche jeder Arbeiter, daß er das letzte Mal zum deutschen Reichstag gewählt haben wird, wenn das Kartell der Kardorffe bei den nächsten Reichstagswahlen Sieger bleibt.

Bereits hat das verkappte Brotwucherorgan in Leipzig, die **Neuesten Nachrichten**, in einem seiner bekannnten „orientierenden“ — soll wohl heißen orientalischen — Leitartikel von dem „Wähler zum Reichstag“ als dem

„blinden Hödur“

gesprochen. Einem „blinden Hödur“ wird man nicht die Lanze lassen, daß er sie gegen die Gewaltthaber schleudere, sondern man wird sie ihm entwinden, dieweil es noch Zeit ist.

Darum überschleimt auch dieses Specialorgan für Antimierpolitik seit Wochen und Monaten mit seinem giftigen Geifer alles, was an den „blinden Hödur“ erinnern könnte. Nur als zahlenden Abonnenten möchte es den „blinden Hödur“ nicht missen.

„Blinder Hödur“ allerdings! Leute, die sich und ihre Volksgenossen von einem eckten **Schwarzer** beschimpfen lassen, **der an ihrem Tische sitzt und zum Dank ihr Haus mit seinem Urat beschmutzt**, verdienen es wahrhaftig, daß sie als „blinder Hödur“ verhöhnt werden.

Wie lange will der „blinde Hödur“ noch eine lächerliche, verachtete Figur spielen? Will er, um an einen andern Mythos zu erinnern, warten, bis es dem rasenden König gefällt, den **Speer nach ihm zu werfen?**

Zunächst soll er nur einem **unverschämten, zu dringlichen Hausierer**, der das Gastrecht verlegt und

ihn in seinen eigenen vier Pfählen als „blinden Hödur“ beschimpft, die Thüre weisen. Das ist ein Gebot elementarster Selbstachtung und der erste Augenaufschlag zum politischen Erwachen.

Er soll das Licht der Arbeiterpresse in seine Stube dringen lassen, auch wenn es ihn noch zuerst scharf in die Augen beizen mag. Der „blinde Hödur“ kann nicht an einem einzigen Tage sehend werden.

Er hat noch mehrere Monate Zeit zu seiner Augenkur. Im Sommer werden die **Reichstagswahlen** sein und dann muß er seine Freunde und seine Feinde unterscheiden können.

Darum, Arbeiter, lest und bestellt jetzt schon die Arbeiterpresse. Im nächsten Jahre werdet ihr wenig Zeit zum Lesen von Hintertreppenromanen haben. **Jetzt gilt es um Kopf und Kragen, und da dürft Ihr nicht auf der Strecke bleiben!**

Die Sache der Arbeiterklasse ist jetzt die Sache jedes einzelnen Arbeiters!

Abonniert und verbreitet die
Leipziger Volkszeitung.

Das Schicksal der Monarchie.

* Leipzig, 20. Dezember.

Wenn man der Zeit, der nationalsozialen Wochenschrift, glauben darf, so war eben der Augenblick gekommen, wo alle nationalsozialen Träume reifen konnten, als die sozialdemokratische Partei eine große Dummheit beging. Das Blatt meint, der Kaiser sei durch seine Stellung gewissermaßen der stille Socius der Minderheit gewesen, die im Reichstage von der Mehrheit Kardorff-Gröber-Bassermann verewaltigt wurde, und wenn die Sozialdemokraten nicht den unverzeihlichen Fehler gemacht hätten, den Fall Krupp zwischen die Hüllkämpfe zu werfen, so wäre es leicht möglich gewesen, daß auch die Protestbewegung gegen den Zolltarif schließlich mit Hilfe des Kaisers zum Siege geführt hätte. Aber ein falscher, thörichter Nebenzug habe die hoffnungsreiche Lage verdorben.

Wenn man's so hört, thut's leidlich scheinen. Es ist vollkommen richtig, daß eine sozusagen klassenbewußte Monarchie, das heißt, eine Monarchie, die sich über ihre dauernden Interessen klar wäre — und die Interessen der Monarchie

sind eben auch Klasseninteressen — mit einem Quos ego! Wart', ich will Euch! zwischen die Nachenschaften der Kardorff-Gröber-Bassermann hätte fahren müssen. Ein Monarch des 17. oder 18. Jahrhunderts hätte Ministern, die ihn so beraten haben würden, wie die Krone gegenwärtig von den Bilkow und Posadowsky beraten worden ist, eher die Köpfe vor die Füße legen lassen, ehe er sie mit Ketten und Orden geschmückt oder ihnen glückwünschende Telegramme gefandt hätte. Es ist das Interesse der Monarchie, die Volksmassen zwar nie zu süßig, aber auch nie zu elend werden zu lassen; ihr historisches Programm hat ein deutscher Dichter einmal in die Worte gekleidet: „Verklümmert stets, doch nie zu scharf, dem Volk den sinnlichen Bedarf.“ Die alten bewährten Ueberlieferungen der Monarchie hat Wilhelm II. noch vor zehn Jahren in dem Satze zusammengefaßt, daß die Krone keinen Brotwucher treiben dürfe.

Man kann der nationalsozialen Wochenschrift auch noch weiter zugeben, daß es mindestens nicht notwendig und vielleicht auch nicht nützlich gewesen ist, den Fall Krupp mitten in die Kämpfe um den Zolltarif zu werfen. Heute, wo die Sache ja gerichtlich erledigt ist, braucht kein Geheimnis daraus gemacht zu werden, daß die erste Verewaltung des Falles Krupp im Vorwärts von sehr weiten Parteikreisen nicht weniger als willkommen geheißen wurde. Insofern wollen wir mit dem nationalsozialen Blatte nicht lange darüber rechten, ob der Fall Krupp „ein falscher, thörichter Nebenzug“ gewesen sei. Gerade aber, wenn er es gewesen sein sollte, wenn also die nationalsoziale Argumentation von ganz richtigen Voraussetzungen ausgegangen wäre, so läßt sich nicht leicht eine schwerere Anklage gegen die Monarchie erheben, als die nationalsozialen Bewunderer der Monarchie sie mit ihrer Schlussfolgerung aussprechen.

Wenn ein einzelner taktischer Mißgriff eines einzelnen sozialdemokratischen Blattes dazu genügt, die Krone in einer Kardinalfrage des Volkswohls von der richtigen auf die falsche Seite zu werfen, dann ist die Monarchie nur noch ein Rohr im Winde. So niedrig denken wir nicht von ihr. Wir glauben, daß sie in ihrer Art noch ein einseitliches und geschlossenes Programm hat. Ihre Stellung zum Zolltarif und zum Falle Krupp entsprang derselben Wurzel, ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen das klassenbewußte Proletariat. Wir gehen auch noch weiter und erkennen an, daß diese Abneigung durchaus begründet ist. Das klassenbewußte Proletariat kämpft um die Emancipation der Arbeiterklasse aus den Fesseln der Lohnslaverei. Mit diesen Zielen ist jede Monarchie unverträglich. Hier ist ein Entweder — Oder, an dem sich nichts abdingen läßt. Entweder siegen wir, und dann hat die historische Stunde der Monarchie geschlagen. Oder die Monarchie siegt, und dann

Seuilleton.

48] (Nachdruck verboten.)

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Jochen war zwar nicht der Mann dazu, die allhergebrachte Sitte seines Hauses von einer Frau mit einem Male um und um kehren zu lassen, aber nach und nach, unmerklich, modelte sich der Charakter des Hausstandes und Familienlebens doch nach dem Wesen der Hausfrau und Mutter um.

Man ah nicht mehr mit dem Gesinde an einem Tische, das ging schon wegen des teuren Porzellans und der feinen Tischwäsche nicht an. Früher hatte sich das ganze Leben der Hauptsache nach in zweierlei Räumen abgespielt, da, wo man schlief, und da, wo man aß. Jetzt wurde eine Stube abgetrennt, die eigentlich nur dazu da zu sein schien, von den guten Möbeln der Hausfrau bewohnt zu werden. Dieser Raum durfte nur geöffnet werden, wenn man Besuch bekam, und zwar nur, wenn es vornehmer Besuch war. Passierte das auf dem Bauernhofe auch nur aller Jubeljahre einmal, so war doch der Zweck erreicht: das Bewußtsein, gleich den städtischen Freunden und Verwandten seine „gute Stube“ zu besitzen.

Aber auch manche wirkliche Verbesserung führte die junge Frau ein: sie legte einen Hausgarten an, der bis dahin geseht hatte, mit niedlichen, buchsbaum-umfaßten Beeten, in denen sie ihre Rosen an weißgetünchten Stäben zog, in den Rabatten blühten mancherlei farbenprächtige und wohlriechende Blumen; auch Gemüse und Suppen-

kräuter züchtete sie in reicher Auswahl. In der Ecke erhob sich bald die gaisblattumrankte Laube, die Südwände der Gebäude bezogen sich mit Weinreben, und mancher Obstbaum wurde in der Wuhrd gepflanzt. In einem Schauer standen buntemalzte Bienenhäuschen. In der Vorratskammer gab es Obstwein und allerhand andere außerlesene Genüsse. Die Kinder gingen sauber und mit Geschmack gekleidet einher; das ganze Hauswesen, die Innenwirtschaft, alles, wo der weibliche Einfluß hinreichte, hatte etwas Schmuckvolles und Gewähltes angenommen.

Und selbst Jochen, der wie alle Tulebeits durch und durch konservativ war, konnte sich dem modernisierenden Einfluß, der mit der jungen Frau in das altväterische Wesen des Schulzenhofes Einkehr gehalten hatte, auf die Dauer nicht ganz entziehen.

Auch von anderen Seiten drang das neumodische Wesen ein. Es war, als läge die Veränderungsucht in der Luft. Draußen in der großen Welt vollzogen sich allerhand Neuerungen, um die sich Jochen zwar nicht groß kümmerte, aber er verspürte sie doch schließlich auch in seinem entlegenen Winkel.

Von jeher hatten sich seine Vorfahren zu den Bauern gerechnet, sie hatten nie etwas Besseres sein wollen, und Jochen wäre der letzte gewesen, sich seines Standes zu schämen; aber nun setzten es sich die Leute auf einmal in den Kopf, an ihn zu schreiben: „Herrn Gutsbesitzer Tulebeit.“ — Er hatte doch niemals eine solche Titulatur verlangt, mit der er gar nichts anzufangen wußte. Sollte er denn auf einmal ein anderer geworden sein?

Und so ging es in vielen Dingen. Er sprach nicht über das, was er empfand, das war ihm nun einmal nicht gegeben, aber im stillen schüttelte er den Kopf über die neue

Zeit und ihre Erscheinungen und wunderte sich, wa das noch einmal hinführen werde.

Früher hatte kein Bauernsohn jemals daran gedacht, sein Gewerbe anderswo zu erlernen als daheim bei den Eltern, in täglicher Arbeit. Jetzt hatten sie eine Wissenschaft gemacht aus der Landwirtschaft. Die Praxis genüge nicht mehr, hieß es auf einmal, man müsse die Sache auch „theoretisch“ erfaßt haben. Wo der Unflug herkomme, ob aus den Zeitungen oder von Universitäten, wußte man nicht. Jochen war der Ansicht, daß die Kenntnisse, die er von seinem Vater übernommen, zusammen mit dem, was er selbst sich an Erfahrungen in täglicher Uebung seines Berufes erworben hatte, auch für seine Kinder ausreichen müsse. Aber sein Velester war anderer Ansicht.

Der Junge hatte jahrelang beim Vater gearbeitet, ohne Gehalt, gerade wie Jochen in seiner Jugend seinem Vater gedient hatte. Aber zwischen der Generation von damals und der von heute war ein großer Unterschied; Karl las viel in Büchern und hatte allerhand unerhörte Ideen. Die Mutter trat dem Jungen die Brücke seinen ungewöhnlichen Bedürfnissen vorstüb.

Eines Tages nun trat Karl vor seinen Vater hin und bat, daß er die landwirtschaftliche Schule besuchen dürfe. Der Alte sträubte sich lange, aber schließlich mußte er den vereinten Anstürmen von Mutter und Sohn nachgeben.

Karl bezog also die Landwirtschaftsschule der Provinz. Er verlobte sich dort mit der Tochter eines seiner Lehrer. Dem alten Jochen paßte die Braut gar nicht; was wollte der Junge mit solch einem Dämchen anfangen? Um so freudiger wurde das Mädchen von